

# Lesen

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Rosa : die Zeitschrift für Geschlechterforschung**

Band (Jahr): - **(2003)**

Heft 27

PDF erstellt am: **08.08.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

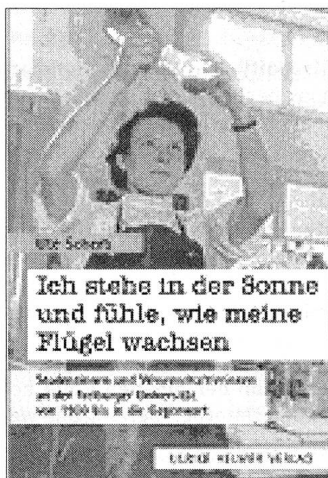
**Ute Scherb.**

«Ich stehe in der Sonne und fühle,  
wie meine Flügel wachsen.»

**Studentinnen und Wissenschaftlerinnen an der Freiburger Universität von 1900 bis in die Gegenwart.**

**Ulrike Helmer Verlag,  
Königstein/Ts. 2003.  
384 Seiten, EUR 28.-**

von Dorothee Rippmann



«Ich stehe in der Sonne und fühle, wie meine Flügel wachsen», so enthusiastisch umreißt die Studentin Elly Knapp, eine der ersten an der Universität Freiburg i. Br. zugelassenen Frauen, 1905 ihr Lebensgefühl. Sie genoss das Wohlwollen des Nationalökonomens Gerhard von Schulze-Gaevernitz, der ihr gar die Habilitation anbot! Die brillante Sozial- und Frauenpolitikerin entschied sich aber anders, ging an die Universität Berlin und heiratete später Theodor Heuss. Viele prominente Frauen studierten an der Albert-Ludwigs-Universität: die Philosophinnen Hannah Ahrendt, Jeanne Hersch, Edith Stein, die Medizinerin Berta Ottenstein, die sich als erste Frau in Freiburg habilitierte, die spätere Filmwissenschaftlerin Lotte Henriette Eisner, die Prähistorikerin Elisabeth Schmid, die nach Basel ging und dort als erste Frau Dekanin der Phil-II-Fakultät wurde; auch Gertrud Luckner, seit 1938 hauptamtliche Leiterin des deutschen Caritasverbandes: Sie sollte in der Nazizeit zahlreichen Jüdinnen und Juden in ganz Deutschland zur illegalen Ausreise oder

einem rettenden Versteck verhelfen. Zurück zu Elly Knapp. Ist es nun eine Erfolgsgeschichte, die mit dem Erlass des Badischen Kultusministeriums vom 28. Februar 1900, Frauen als ordentliche Studentinnen zum Studium zuzulassen, beginnt? Nein, Ute Scherb zeichnet in ihrem Buch eine wechselhafte Entwicklung nach.

#### **Ausgrenzung und Marginalisierung**

Es gab im Hinblick auf das Frauenstudium, die Berufschancen von Akademikerinnen, die Einstellung gegenüber Kommilitoninnen Rückschläge, dazu Versuche der Ausgrenzung und das Gefühl der Marginalisierung, aber auch beharrlichen Einsatz für die Sache der Frauen und schrittweise Erfolge – wie sich überhaupt die Studienbedingungen seit den Zeiten des Badischen Grossherzogtums bis zum 2. Weltkrieg und bis in die entbehrungsreiche Nachkriegszeit hinein dramatisch änderten. Die Frauenbewegung (Helene Lange in Berlin, Hedwig Kettler in Baden) hatte sich für die gymnasiale Bildung der Mädchen eingesetzt; 1899 legten die ersten Schülerinnen in Karlsruhe im ersten deutschen Mädchengymnasium ihr Abitur ab – sie wollten studieren. Der vom Verein «Frauenbildung – Frauenstudium» geförderte Einbruch in die Männerdomäne Universität begann mit der Petition der Johanna Kappes an den Senat der Universität; sie ersuchte um die Immatrikulation in der medizinischen Fakultät. Nachdem der Senat abgelehnt hatte, leitete der Prorektor das Schreiben an die zuständige Behörde des Grossherzogtums weiter: Und das Kultusministerium schuf anfangs 1900 mit dem erwähnten Erlass die Grundlage für das Frauenstudium. So öffneten sich die badischen Universitäten Freiburg und Heidelberg eher nolens denn volens den Frauen – die bisher nur als Hörerinnen geduldet waren. Schon bald gehörten die Studentinnen zum gewohnten Alltagsbild in Freiburg; 1911 waren 149 Frauen an der Albert-Ludwigs-Universität immatrikuliert. Im Krieg stieg ihr Anteil auf einen Viertel der ortsanwesenden Immatrikulierten. Da die Studenten zum Kriegs-

dienst eingezogen waren, sassen damals in den Hörsälen etwa 40 Prozent Frauen. Dennoch, das Schreckensszenario, dass nun, nach Kriegsbeginn, die weiblichen «Berechtigten» «in Heuschreckenschwärmen» über die deutschen Universitäten herfallen würden (Süddt. Conservative Correspondenz, Mai 1916), trat nicht ein. Um die Institutsarbeit aufrechtzuerhalten, stellten die Institutsleiter einige Frauen als Assistentinnen ein, was diesen den wenig schmeichelhaften Titel der «Kriegsgewinnerinnen» eintrug. Im Krieg unterbrachen viele Studentinnen ihre Studien oder gaben sie gar auf, um ihren «vaterländischen Dienst» in den Kriegslazaretten zu tun. Einige meldeten sich freiwillig für die Arbeit in der Rüstungsindustrie; sie stellten «Granaten statt Bücher» her.

#### **«Meine Herren ...»**

Wie wenig gewisse universitäre Kreise vom Frauenstudium hielten und wie sehr sie ihre antifeministischen Vorurteile pflegten, zeigte sich in den prorektoralen Ansprachen zum Semesterbeginn. So verzichtete der bekannte deutsch-nationale Historiker Georg von Below zu Beginn des WS 1916/17, die Zahl immatrikulierter Studentinnen bekanntzugeben und er richtete sich wie sein Vorgänger im Amt nur an die Männer. Wenn die Studentinnen in bestimmten Vorlesungen sassen, so verstärkte die von den Dozenten gewählte Anrede «meine Herren» ihr Gefühl des Ausgeschlossenseins. Es gab neben patriarchalisch-frauenfeindlich denkenden Leuten wie von Below aber auch jene Fachkollegen wie Friedrich Meinecke und Heinrich Finke, die Frauen förderten und als Doktorandinnen akzeptierten.

«Die in der Weimarer Verfassung erstmals festgeschriebene staatsbürgerliche Gleichberechtigung der Frauen konnte das Rollback an den Hochschulen weder aufwiegen noch stoppen», so beurteilt Scherb die Situation nach 1918, als die Studenten von der Front zurückgekehrt waren. Gesundheitliche Probleme, Armut, gesteigert nach dem Währungszusammenbruch 1923, und Hunger erschwerten das Studieren. Andererseits

nahmen die Studierenden die Freizeit- und Sportvergügungen wahr, in der wunderschönen Freiburger Umgebung. So hatten schon 1910 Historikerinnen eine «Hüttenzunft» gegründet, sich in einem schwarzwälder Bauernhof eingemietet, um – ohne Korsett und in Reformkleidung – die «schlichten ländlichen Verhältnisse» zu feiern. Nach den Zeitdokumenten und den Aussagen ehemaliger Hochschülerinnen, mit denen die Autorin Interviews durchgeführt hat, herrschte zwischen den Geschlechtern ein kameradschaftliches, relativ freizügiges Verhältnis. Auf strikte Geschlechtertrennung achteten allerdings die katholische Studentinnenverbindung *Herrad* und *Luitgard* und die sich als katholische «Erziehungs- und Tatgemeinschaft» formierende *Hochland-Karitas*» (Wahlspruch: «ich dien»).

### Braune Ideologie

U. a. mit der letztgenannten Studentinnen-Organisation kündigt sich die braune Ideologie des Dritten Reiches an. Im Kapitel über die Zeit zwischen 1933 und 1945 weist die Autorin nach, dass damals die Universitätsbehörden im Verein mit der Studentenschaft in wenig ruhmvoller Weise in mancher Hinsicht gegenüber den staatlichen Organen ein Vorreiterrolle gespielt hatte. Schon vor 1933 verschlechterte sich das Klima gegenüber jüdischen Dozenten und Studierenden. 1933 begann eine Zeit des Argwohns, des Denunziantentums und der Gleichschaltung der Studentenschaft – nunmehr organisiert in der Deutschen Studentenschaft als Zwangskorporation (ausser für die jüdischen Studierenden natürlich), die indirekt dem Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbund (NSDStB) angehörte; für die Hochschülerinnen war die Arbeitsgemeinschaft Nationalsozialistischer Studentinnen (ANSt) zuständig. Unmittelbar nach der Machtergreifung Hitlers setzte die politische Säuberung der Universität durch Relegation «roter» Studenten ein, wobei die Frauen mit 50% unter den Relegierten überproportional betroffen waren. Noch vor der Bekanntmachung des «Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums» veran-

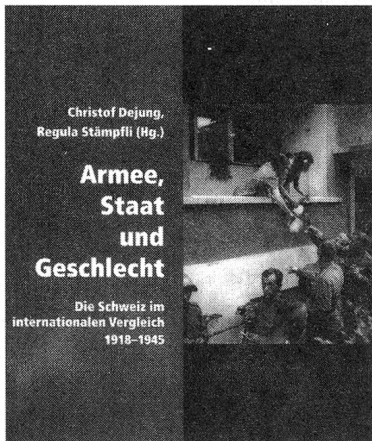
lasste das Badische Kultusministerium die Entfernung aller jüdischen Universitätsbeamten von der Alma Mater. So wurde auch der habilitierten Dermatologin Berta Ottenstein gekündigt. Sie emigrierte nach Budapest, dann nach Istanbul. Die dortige Universität bot etwa 200 deutschen Wissenschaftlerinnen ein neues Betätigungsfeld.

Tatsächlich propagierte die NS-Ideologie eine ganz andere Norm der weiblichen Lebensgestaltung: Statt als Blaustrümpfe zu forschen, sollten die Mädels «dem Führer ein Kind schenken». Die Regierung in Berlin führte für die Neuimmatrikulationen im Reich einen geschlechtsspezifische Numerus clausus ein (max. 10% Frauen!). Eilfertig setzte der seit Mai 1933 amtierende Rektor Martin Heidegger die Berliner Politik um. Er war am 1. Mai der NSDAP beigetreten. Allen Studierenden auferlegte er «die sofortige Abgabe einer ehrenwörtlichen Erklärung über die Abstammung». Die wenigen noch anwesenden jüdischen Studierenden hatten unter Schikanen zu leiden; sie durften nicht in der Mensa essen und erhielten weder Stipendien noch Darlehen. Ende 1934 wurde ihnen in Freiburg die Promotion verwehrt (reichsweit erst ab April 1937). Nicht viel anders erging es schliesslich den sogenannten «Mischlingen». Unter den überzeugten nationalsozialistischen Studierenden befanden sich auch Frauen wie Mathilde Spiess, die spätere Gattin Ludendorffs, und jene Medizinerin, die ihre akademische Arbeit in den Dienst der Rassenlehre stellte. Sie verfocht in ihrer Dissertation die Unfruchtbarmachung weiblicher «Erbkranker».

Das Kapitel der nationalsozialistischen Mitschuld, der Verstrickungen und des Mitläufertums, all das war zwar nach dem Krieg Thema der von der französischen Besatzungsmacht geforderten Entnazifizierungs-Kampagne, die universitäre und öffentliche Auseinandersetzung mit diesen Geschehnissen kam aber nicht in Gang. Die Energien konzentrierten sich auf materielle Überlebensfragen im zerbombten Freiburg, auf die Hilfe beim Wiederaufbau und der notdürftigen Reparatur zerstörter Universitätsinstitute. Belastend waren die Zimmer-

suche, die Wohnverhältnisse, die eisige Kälte in den ungeheizten Universitätsräumen. Alles in allem verfestigten sich in den 50er Jahren die alten bürgerlichen und kleinbürgerlichen Rollenklischees, den Studenten behagte der Gedanke an eine treu sorgende Ehefrau und Familienmutter besser als das Miteinander mit einer als Konkurrenz empfundenen Kommilitonin...

**Christof Dejung,  
Regula Stämpfli (Hg.).  
Armee, Staat und Geschlecht. Die  
Schweiz im internationalen Ver-  
gleich 1918-1945.  
Chronos Verlag, Zürich 2003.  
251 Seiten, CHF 38.–**



chw. An der 9. Schweizerischen Historikerinnentagung im Jahr 1998 kritisierte Susanna Burgharz, die Sozial- und Wirtschaftsgeschichte betreibe ihre Forschung zur Schweiz während des Zweiten Weltkrieges ohne jeglichen Gender-Bezug. Ihr in der Zeitschrift *traverse* gedrucktes Referat löste eine breite Diskussion um die Zusammenhänge von Geschlecht, schweizerischer Gesellschaft und Weltkrieg aus.

Der nun von Christof Dejung und Regula Stämpfli herausgegebene und auf einer ähnlich lautenden Tagung beruhende Sammelband «Armee, Staat und Geschlecht. Die Schweiz im internationalen Vergleich 1918-1945» kann nun als mögliche Antwort auf diesen «blinden Fleck» Schweizer Geschichte betrachtet werden. Das Bild auf dem Umschlag des 13 Aufsätze umfassenden Buches zeigt einige Schweizer Soldaten in Uniform, die sich von zwei, über einen Balkon hinauslehrenden Frauen in Zivilkleidung Wasser einschenken lassen. Diese Fotografie verdeutlicht wichtige Themen, die auf den 251 Seiten von nationalen und internationalen Forscherinnen und Forschern immer wieder diskutiert werden: Die Geschlechterkonstruktionen während der

Kriegszeit und die damit verbundenen unterschiedlichen Erwartungen an *den* Mann und *die* Frau. So verdeutlicht das Bild: Frauen haben ihre Männer zu unterstützen, ohne ihnen dabei die Arbeitsplätze streitig zu machen oder gar in den männlich konnotierten Militärbereich eindringen zu wollen. (Frauen durften zwar zur Zeit des Zweiten Weltkriegs in den militärischen Frauenhilfsdienst eintreten, dieser war jedoch dem Wehrdienst der Männer weder militärisch noch rechtlich gleichgestellt.) Die Darstellung zeigt auch das Verhältnis zwischen ziviler- und militärischer Lebenswelt im Zusammenhang mit der Kategorie Geschlecht. Untersucht wird der Sonderfall Schweiz, sprich das Verschontbleiben von Kriegshandlungen und den daraus abgeleiteten Fragen nach Kontinuität oder Bruch in der Gesellschaft. Weiter arbeiten einige AutorInnen, darunter Regina Wecker und Elisabeth Joris, die Unterschiede zwischen Diskurs und Erfahrung heraus: Die in der Öffentlichkeit stark propagierten Bilder stereotyper Geschlechterordnung bei gleichzeitig individuellen Erfahrungen, die diese traditionellen Rollen sprengten. Die Beiträge sind in fünf Themenblöcke unterteilt:

1. Kriegserfahrung und Geschlechterordnung
2. Das Militär als männlich konnotierte Institution
3. Das Bild des Fremden in Kriegszeiten: Bruch mit der Vorkriegs-«Normalität» oder Kontinuität?
4. Militärische Ordnung und zivile Gesellschaft
5. Wehrpflicht, Bürgerrecht und militärische Propaganda

Besonders interessant zu lesen ist Regula Stämpflis Aufsatz «Triumph der Geschlechtertrennung während des zweiten Weltkriegs». Stämpfli räumt mit der landläufigen (und im Kantonsschulunterricht noch immer vermittelten) Legende auf, wonach der Krieg Motor für das Frauenstimmrecht sei. So manifestierte sich mit Ausbruch des Krieges die traditionelle Geschlechterordnung nicht zuletzt wegen öffentlicher, «beschwören-

der» Diskurse. Wie öffentliche Stellen und Ämter an der Konstruktion von Geschlecht beteiligt waren, legt Regina Wecker dar. Die Statistik zeigt, dass Frauen in den Jahren des Krieges weniger erwerbstätig waren als noch 1930. Aufgrund mündlicher Quellen von Frauen, die über zusätzliche Arbeit zu erzählen wissen, vermag Wecker eine andere Realität aufzudecken. Sie entlarvt, dass ein grosser Teil der von Frauen verrichteten Arbeit statistisch aus unterschiedlichen Gründen nicht festgehalten wurde.

Der vorliegende Sammelband liefert eine vielschichtige Annäherung an die Themenkreise Armee, Staat und Geschlecht der Zwischen- und Kriegsjahre. Immer wieder verdeutlichen Erlebnisberichte und andere persönliche Dokumente die Brüchigkeit der in der Geschichtsschreibung nach dem Zweiten Weltkrieg erforschten «Realität». Der Sammelband enthält wichtige Beiträge, womit der «blinde Fleck» langsam Kontur und Farbe erhält.

# Leisten Sie sich eine eigene Meinung.



**WOZ DIE WOCHENZEITUNG**

Jetzt abonnieren unter Tel. 01 448 14 44 oder [www.woz.ch](http://www.woz.ch)

**St. Jegher, S. Schunter-Kleemann,  
M. Madörin (et al.).  
Feminismus, Gender, Geschlecht,  
in: Widerspruch. Beiträge zu  
sozialistischer Politik.  
Heft Nr. 44, Zürich 2003.  
CHF 25.-**



anj. Nach gut zwanzig Jahren Bestehen, gibt die Zeitschrift *Widerspruch* dem Feminismus die Ehre: In neun Aufsätzen und fünf Diskussionsbeiträgen kommen verschiedene Feministinnen zu Wort – erstmals in einem *Widerspruch* sind alle Beiträge nur von Frauen geschrieben worden –, die sich zu Themen wie Geschlechterforschung, «Gender Mainstreaming»<sup>1</sup> (GM) und Feministische Perspektive schon viele – und die unterschiedlichsten! – Gedanken gemacht haben. Diese werden den LeserInnen in neun Aufsätzen vorgestellt. Eröffnet wird die Debatte von Stella Jegher, Fachfrau des Büros für Gleichstellung der Stadt Zürich, die in ihrem Aufsatz ans Thema «Gender Mainstreaming» heran führt. Jegher versteht es sowohl Risiken wie auch Vorteile von GM plausibel aufzuzeigen, indem sie den Lesenden historische Quellen und Zahlen aus Studien und Untersuchungen zur europäischen und schweizerischen Gleichstellungspolitik liefert. Die Autorin sieht in GM eine Chance hinsichtlich der Umsetzung von Gleichstellungsforderungen, betont jedoch,

dass für ein erfolgreiches Durchsetzen solcher Forderungen gewisse Voraussetzungen (Wille der Mitarbeitenden in den jeweiligen Institutionen/Organisationen, Finanzmittel,...) gegeben sein müssen, ansonsten bleibt die GM-Strategie wirkungslos. Doch eben diese Voraussetzungen sind oft nicht selbstverständlich, was – so eine weitere These innerhalb der gut 230 Seiten – paradoxerweise auch ein «Verdienst» von GM sein kann: Die Institutionalisierung des Frauenkampfes nimmt diesem den Wind aus den Segeln. Susanne Schunter-Kleemann, Professorin für Frauenstudien und Frauenforschung in Bremen, bringt dies auf den Punkt: «Wenn die Behörden die Verantwortung für die Gleichstellungspolitik bekommen, wächst die Gefahr, dass Frauenstrukturen und Gegenmachtpositionen abgeräumt oder sogar freiwillig von Frauen aufgegeben werden.»

Dieselbe Autorin widmet sich in ihrem Aufsatz der Frage, inwiefern GM neoliberal sei und geht somit ein weiteres kontroverses Thema in der Diskussion um dieses Konzept an, dem sich die meisten Referentinnen stellen – mit verschiedenen Positionen, versteht sich. Alle Aufsätze dieser *Widerspruch*-Nummer sind klar ideologisch gefärbt, was gerade auch die Spannung dieses Heftes ausmacht. Zudem sehen sich LeserInnen auch immer wieder mit Zahlen und Resultaten aus Studien konfrontiert, die einen Einblick in die Gleichstellungssituation von Mann und Frau in der Schweiz gewähren. Natalie Imboden, die Zentralsekretärin des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes (SGB), zieht Bilanz nach gut zehn Jahren GM in der Arbeitswelt: «Ein neues Konzept macht noch keinen Gleichstellungsfrühling aus.» Auch sie sieht die Gefahr, dass nebst dem «Top-Down-Ansatz» (Strukturveränderung von oben) von GM der «Bottom-Up-Ansatz» (kämpferische Basis) zu sehr in dessen Schatten rückt, denn Erwerbstätigkeit von Frauen hängt nach wie vor stark von deren jeweiligem Familienstatus ab. Dennoch plädiert Imboden für einen positiven Gebrauch von GM: Frauen sollen sich das brauchbare von GM zueigen machen und anwenden, anstatt sich in Diskussionen um dieses

Konzept zu verlieren.

Nebst der ganzen Debatte um die Institutionalisierung des Gleichstellungskampfes im Allgemeinen und GM im Besonderen, werden im Diskussions-Teil dieses Heftes auch die verschiedensten Positionen zur Entwicklung der Frauen-, hin zur Geschlechterforschung dargelegt.<sup>2</sup> Die Historikerin und Kritikerin der Geschlechterforschung, Tove Soiland, plädiert für eine «Rehabilitierung des Denkens der sexuellen Differenz»; die Philosophin Patricia Purtschert vom Zentrum Gender Studies der Uni Basel schreibt gegen die Missinterpretationen von Judith Butlers «Gender Trouble» an und bringt Butler-Unbelesenen einiges über deren kritische Gedanken zur Kategorie «Gender» und über ihr Wirken für die Gender Studies bei – soweit nur drei der fünf unterschiedlichen Diskussionsbeiträge.

Dass sich die einzelnen Autorinnen meist in – teils abgehobenen – Plädoyers für die eigene Position verlieren, ändert jedoch nichts an der Sache, dass innerhalb dieser Nummer eine spannende Debatte entsteht: Diesem Heft entspringt eine kontroverse Diskussion um Vor-, resp. Nachteile der Geschlechterforschung und der Institutionalisierung des Frauen- und Gleichstellungskampfes. Wer sich in diese Debatte einen Einblick verschaffen will, ist mit dieser Nummer gut beraten. Hingegen: Wer sich neue feministische Perspektiven erhofft, die den Frauenkampf wieder neu beflügeln könnten, liegt hier leider falsch.

#### ANMERKUNGEN

<sup>1</sup> Vgl. Definition auf Seite 32 dieser ROSA-Nummer.

<sup>2</sup> Genaueres zu dieser Debatte ist ebenfalls von Seite 32 an zu lesen.